

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 33 (1951)
Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnemente pro Jahr Fr. 16.- Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
 Inseraten-Annahme: August Filtz, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich, Telefon 272875, Postcheck-Konto VIII 12433
 Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerel Winterthur AG., Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Leserinnenpreis: Die einseitige Millimeterweite oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland, Postämtern: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Cfr. Postgebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschritten der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Die Juden in den kommunistischen Ländern

Nach dem eben erschienenen Buch eines Amerikaners Dr. Salomon M. Schwarz «Die Juden in der Sowjetunion» befinden sich zurzeit noch zwei Millionen Juden in kommunistischen Ländern. Zwar pflegt die offizielle kommunistische Politik in ihrer Propaganda Russland als ein Land darzustellen, in dem es keinen Antisemitismus mehr gebe, doch wird von jedem Kontakt der in der Sowjetunion wohnenden Juden mit dem ausserussischen Judentum abgeraten, ebenso wendet sich der russische Kommunismus gegen jede kulturelle Absonderung des Judentums. Nach Dr. S. M. Schwarz folgt aber aus dem offiziellen Verbot des Antisemitismus in Russland nicht, dass es dort keinen solchen mehr gibt. Es sind, nach dem erwähnten Buch im Ausland zahlreiche Beweise einer antijüdischen Stimmung vorhanden. Diese gibt sich da und dort in tätlichen Angriffen gegen Juden kund. Ausserdem verwendet der kommunistische Rundfunk gegen die Juden Ausdrücke, die an die Nazizeit gemahnen. Bei der strengen Überwachung des Radios kann dies nicht ohne Wissen der staatlichen Organe geschehen. Es wird darin ein Symptom gesehen, dass die derzeitige russische Politik den Juden nicht mehr günstig ist. Besonders wird ihnen «Kosmopolitismus» und Zugehörigkeit zur «inter-

nationalen Bourgeoisie» vorgeworfen. Für die Minderheit von Juden der staatlichen Sowjetunion nenne nämlich, die die Loyalität der Partei gegenüber über alles setzen. Nach Dr. S. M. Schwarz unterstützt Russland zurzeit auch den Zionismus nicht mehr, da man den Staat Israel als Anhänger der Vereinigten Staaten taxiert und die guten Beziehungen zur Arabischen Union als für die russische Politik wertvoller ansieht, als die Unterstützung der zionistischen Belange. Auch stellt Dr. Schwarz fest, die russische Politik zur Zeit des deutsch-rus-

sischen Paktes sei für den Tod vieler Juden verantwortlich zu machen; diese erhielten in ihren russischen Wohngebieten damals keine Nachrichten über die von den Nazis an den Juden verübten Greuel, dies war dann der Grund, dass sich die Juden beim deutschen Vormarsch nicht in Sicherheit brachten. — Eine Reihe von Berichten erwähnt auch die Entfernungen von Juden von wichtigen Posten in Russland während der letzten Jahre. Dies geht besonders das russische Ausserministerium und alle andern Stellen an, die in Kontakt mit der nicht-russischen Welt stehen. E. P. D.

Freiheit und Ordnung

Zusammenfassung des Referates von Fr. Pfr. Dora Scheuener am 30. September 1951

Im ersten Teil wird darauf hingewiesen, dass die Ehrfurcht vor den Begriffen und das nachdenkliche Arbeiten daran abhandeln gekommen sind. Die Freude an der schöpferischen Magie, die im Wort und in der Wortbildung liegt, hat dem Schlagwort weichen müssen, jenem Wort, dem die Ergreiftheit und die sichtende Prüfung fehlen, mit dem man aber munter darauf losschlägt. So ist der moderne Mensch arm im Ausdruck, aber reich an Schlagworten, und das Resultat besteht in einer armseligen Redseligkeit. Am Beispiel von Gottfried Keller's «Verlorenem Lachen» wird gezeigt, wie sich die damalige Verleumdungswelle eben gerade der Begriffe Freiheit und Ordnung bemächtigt hatte, um sich an der hartköpfigen Zauderei der Regierung zu rächen. Darum kann es trotz der Ähnlichkeit der Situation den Frauen heute nicht gehen. Vielmehr sind die erste Freiheit und die erste Ordnung, die heute von uns gewahrt werden müssen, die Freiheit zur Nachdenklichkeit und die Ordnung des Nachdenkens. Dieses Nachdenken ist nämlich nicht nur Theorie, sondern wirksames Ereignis; vollziehen wir es, so handeln wir eminent politisch.

von der Teilnahme an der Ordnung ihres Landes, besonders von der Bildung dieser Ordnung, nämlich der Gesetzbildung, ausgeschlossen ist. Dieses Sektierertum kann von beiden Seiten provoziert werden: von den Männern, die da sagen «Geht!» und von den Frauen, die da sagen «Wir gehen nun wirklich auch!» Es ist für ein Land gefährlich, wenn solche gegenseitige Abriegelung, solches Sektierertum ganzen Schichten des Volkes droht. Eine andere Gefahr der wilden Freiheit und Ordnung ist die Zuschauerhaltung. Auch in dieser Gefahr befinden sich die Schweizerfrauen heute. Wer draussen ist, kann nur zuschauen. Die Gefahr des Zuschauens aber besteht darin, dass man sich nie selber im Gericht befindet, nie selber betroffen wird, man ist stets «drüben». So muss sich heute unsere Freiheit nicht in der Ordnung erproben.

Wir denken darüber nach, wir haben unsere Meinungen, aber die Würde des daraus sich ergebenden verantwortlichen Handelns ist uns versagt. Allzunah liegt dann die billige Kritik, die stets nur weiss, wie man man es besser machen sollte, aber selber stets im Schatten der Nichterprobung lebt. Es ist für ein Land gefährlich, wenn ein grosser Teil seiner denkenden Bewohner so zur bloss zuschauenden Kritik verurteilt ist. Das Resultat von solchen Zuständen ist sicher kein «Bund» sondern höchstens bitter verhängnisvolle Geschlechterfeindschaft.

Im letzten Teil wird nun nach dem Winkelmass der richtigen Bezogenheit von Freiheit und Ordnung gefragt. Es ist dem Menschen nicht von vorneherein gegeben. Freiheit und Ordnung in der richtigen Bezogenheit zu vollziehen. Gänzliches Auseinanderfallen der beiden ist verhängnisvoll, aber ebensosehr gilt das, wenn sie sich überdecken, d. h. eines das andere verdrängen, ersetzen will. Freiheit, die nur noch Ordnung ist, ist organisierte Freiheit, die wir heute unsern Demokratien in der allzu grossen Verstaatlichung drohen sehen. Eine Ordnung aber, die die Freiheit amokettiert und also tyrannische Ordnung wird, haben wir in den absolutistischen Staaten (von Hitlerum bis zum Stalinismus) erlebt, wo sie seinerzeit vielen Schweizern, gerade im Hinblick auf Deutschland und Italien, gar sehr eingezeichnet hat.

Mathematisch geredet müsste man also nach dem Scheitelpunkt fragen, durch den die zwei gegenüberliegenden Punkte eines gleichschenkeligen Dreiecks gehalten werden. Die, man dürfte beinahe

sagen geometrische Darstellung dazu findet sich in den drei ersten Kapiteln der Bibel. Dort wird uns der Mensch in der ihm gesetzten Freiheit und Ordnung gezeigt. Der Mensch lebt dort in einer doppelten Freiheit: Einmal in der freien, gnädigen Zuwendung Gottes zu ihm und sodann in der eigenen Freiheit, die ihn über die andern Geschöpfe stellt. Diese Freiheit soll sich nun aber auch in einer doppelten Ordnung vollziehen: Einmal in der freudigen und gestrohten Respektierung dessen, der die Freiheit gab (der verbotene Baum!) und sodann in der freudigen und verantwortlichen Zuwendung zum Mitgeschöpf, das ihm Gott in Freiheit anvertraute. Hier liegt das Winkelmass für die richtige Bezogenheit von Freiheit und Ordnung, hier ist wirklich noch die «goldene schimmernde Harmonie»: weil die Freiheit des Menschen in der freien, gnädigen Zuwendung Gottes ruht, darum ist es ordentliche Freiheit; und weil die Ordnung des Menschen in ebenderselben freien, gnädigen Zuwendung Gottes zu ihm ruht, darum ist es freie Ordnung, ist es Dank und nicht Geiz! Der Dank nämlich lebt nicht aus dem Gesetz, sondern daraus, dass wir in aller freudigen Freiheit von der Gabe überwältigt sind. Das ist auch der Sinn des Einleitungsatzes zu den zehn Geboten, das ist überhaupt der Sinn jedes biblischen Gesetzes: Dank und nicht Gesetzlichkeit.

In denselben Kapiteln der Bibel wird aber auch der unheimliche Bruch der Bezogenheit geschilbert, wo Freiheit und Ordnung des Menschen keinen Scheitelpunkt mehr haben, weil der Mensch sich selber zum Scheitelpunkt macht. Damit aber bricht sowohl des Menschen Freiheit als auch seine Ordnung. Die zerbrochene Freiheit offenbart sich darin, dass der Mensch statt über sie zu herrschen, der Schöpfung verfällt (heute: z. B. die Rohstoffe). Die zerbrochene Ordnung aber offenbart sich darin, dass der Mensch mit dem Mitgeschöpf zerfällt («Das Weib, das du mir gegeben hast, gab mir vom Baum»). Die vom Scheitelpunkt losgelöste Freiheit und Ordnung ist absolut geworden, weil sich der Mensch Gott gegenüber meinte absolut machen zu können. Das Resultat ist eine tyrannische Ordnung (Gesetz) und eine chaotische Freiheit («Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!»). Aus der gnädigen Zuwendung Gottes hat sich der Mensch in die gadenlose Masslosigkeit verloren. Dabei aber ist es nicht geblieben. Auch das letzte Wort in dieser Sache liegt nicht in der Freiheit und Ordnung des Menschen, sondern in der Freiheit und Ordnung Gottes. Die Antwort auf das heillose Geschehen in I. Moses 3 findet sich im Neuen Testament im Wort von «der Freiheit der Kinder Gottes». In der gnädigen Zuwendung Gottes in Jesus Christus ist auch diese Freiheit der Kinder Gottes eine ordentliche und rechte Freiheit («So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei»). Wieder liegt im Ausdruck «Kinder» beides: Freiheit und Ordnung.

Dass der Mensch Kind Gottes sein darf, macht seine Freiheit aus (nicht mehr Fremdling, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen). Dass der Mensch Kind Gottes sein darf, macht aber auch seine Ordnung aus. Einmal: er ist Kind und ist nicht der Vater und sodann: er ist Bruder, geordnet in den Bund der Bruderschaft mit dem Mitmenschen. Beides ist ein Dürfen, ist die freie und ordentliche Getrostheit, die gehalten ist vom Scheitelpunkt, dem Vater Jesu Christi.

Gedanken für den Sonntag

Verachtung

Immer wieder stossen wir auf Menschen, die ihren Nächsten mit tiefster Verachtung treffen. Sei es in Worten oder Handlungen. Dabei bedenken sie nicht, dass sie eines Tages diese Verachtung selbst ernten müssen. Verachtung ist gleich, wie wenn wir ein Urteil über den Mitmenschen fällen. Wir richten ihn, und das ist ungut, für uns und den anderen. Dieses Verachten ist ein grosser dunkler Fleck in unserer Seele, die selbst rein und liebebereit ist, und sehr unter diesem Gebahren des äusseren Menschen leidet. Ahnen wir wohl, wie sehr unser unwürdige Verachtung des anderen ist? Wir, die wir alle ein Glied einer grossen Kette im Dasein darstellen. Wir, die wir durch das Band der menschlichen Familie verbunden sind, wie können wir nur verachten? Wenn käme es in den Sinn, eines unserer Glieder mit Missachtung zu verbannen, weil das Herz einen Seitensprung tat, oder unser Geist, unser Denken, Böses aussann? Niemand; weil wir ja finden, alles, was an uns ist, ist achtenswert. Also: auch unsere Mitmenschen sind Glieder eines grossen, schöpferischen Körpers, wir sind alle ein Ganzes und sollten uns als solche fühlen und auf-führen. Wenn wir jemanden verachten, so verachten wir uns selbst, auch wenn es uns nicht zum Bewusstsein kommt. Wir werden und müssen nach einem unumstösslichen Gesetz die Ernte jener Verachtung einholen. Fragen wir uns einmal, warum verachten wir? Sind wir ohne Feind? Sind unsere Gedanken nur rein, edel und liebevoll? Sprechen wir nur Gutes vom Nächsten? Sind unsere Handlungen selbstlos? Sind wir mit einem Wort so, dass wir zum Vorbild für die anderen werden können? Nicht? Also, so helfen wir unserem Mitmenschen, indem wir ihn aufrichten, anstatt ihn zu verachten, es spricht würdiger für uns. L. Phenn

sich Finken eingestiet, und sangen mir ihre schönsten Lieder vor. Es lag eine so tröstliche Lebensbejahung in dem Gesang, der aus den kleinen vibrierenden Hälsen über die Gräber hin klang. Ja, diese Gräber! Nur der linke Teil des Friedhofes hat eigentliche Gräber. In rechteckigen Sandflächen sind, wie mit einem Pflock gezeichnet, Ornamente zu sehen, während nur zu Seiten des Grabsteines ein paar Blüten Leuchten oder Grün sich um ihn rankt. Das wirkt für unsere Begriffe etwas abstrakt und kalt. Der alte Teil des Friedhofs aber ist reine Poesie. Man denkt an unseren Waldfriedhof in Davos. So wie dort im Bergwinter die niedrigen Grabsteine fast ganz im Schnee versinken, so versinken hier die Steine im tiefen hellen Grün der weissen Grasfläche. Es sind zum Teil gewöhnliche, grössere oder kleinere Natursteine, die, wie von ungefähr hingelegt, aus dem Gras leuchten. Nicht selten tragen sie nur das Wort: Mor = Mutter, oder Far = Vater als Inschrift. Auch Anders stand auf einem Stein, der kaum grösser als ein Straussenai war. Das ist alles. Hier liegt ein Mensch, der eine Mutter war, ein anderer, der ein Vater war, und einer, der einmal Anders hiess. Genügt das nicht für einen Fremden, der vorübergeht und nur einen kurzen Augenblick vor den Gräbern bemessen stehen bleibt? Die Nächsten aber wissen ja, wen hier liegt. Für sie waren die Verstorbenen: Vater, Mutter, Anders. Alles andere Beiwerk hat keine Bedeutung für sie. Auf einem anderen Grabstein ist nur zu lesen: Härsivar stoft efter A. Engwall, was heisst: Hier ruht der von A. Engwall hinterlassene Staub. Sonst steht nichts da, kein Geburts-, kein Sterbedatum. Auch das ist ja nicht wichtig. Der Vorübergehende soll nur daran erinnert werden, dass, was hier liegt, nichts anderes ist, als der zurückgelassene Staub einer ewigen Seele.

Das ist der schwedische Friedhof, an dem ich oft zurückdenke. Der andere liegt in Finnland, ist der Heldenfriedhof von Helsingfors. Man glaubt auf eine Rosenfarn zu kommen, wenn man, wie ich im Juli, diese Erde betritt, mit welchem sich der Staub der tapferen Vaterlandsverteidiger wieder vermengt. Einheitslich im Freiheitsgeist, im Verteidigungswillen, im Opfer sind auch ihre Gräber ohne Unterscheid. Zu Tausenden liegen sie hier brüderlich nebeneinander, wie sie auch nebeneinander gekämpft haben. Und wie die feldgraue Uniform sie kaum von einander unterschied, so tragen auch hier ihre Gräber dieselbe Gestalt. Kleine, schräggestellte Steinplatten lehnen zu ihren Füßen, mit Namen und Jahreszahlen. Sonst nichts. Ihre Taten sind in die Herzen der Finnen eingegraben. Und oben auf jedem Grab blüht ein Rosenstrauch von gleicher Höhe und gleicher Fülle. Ist es nicht, als habe sich das verströmte Heldenherzblut in diese duftenden Rosen ergossen, als seien sie ein Symbol der Auferstehung nach dem leiblichen Tode? Ja, es liegt ein Trost in solchem Anblick, bei allem Leid, das man den Nächststehenden dieser Kriegesopfer nachempfindet. Abgetrunn durch niedriges Strauchwerk vom Friedhof der Finnen, erstreckt sich weithin der Ruheplatz der einst an ihrer Seite kämpfenden deutschen Soldaten. Jeder Grabstein hat hier die Form des eisernen Kreuzes. Namen und Jahreszahlen stehen darauf und dieselben Rosen blühen auch hier, wie auf den Gräbern ihrer finnischen Kameraden. Auserhalb dieses Rosenmeeres liegt das sehr einfache Grab von Marschall Mannerheim. Er hat noch keinen Grabstein. Das dankbare Volk sammelt immer noch, um ihm ein seiner würdiges Denkmal setzen zu können. Ein Denkmal seiner Liebe aber setzt es ihm fortlaufend, seit sein Leich-

nam aus der Schweiz zurückgebracht und in der Heilmatte bestattet worden ist. Die mächtigen Steinvasen, die das Grab umstehen, sind immer mit frischen Blumen gefüllt, die das Volk ihm spendet. Es vergeht, wie man mir sagte, kein Tag, an dem nicht von unbekannter Hand Blumen vor das Grab gestellt werden. Der Name Marschall Mannerheims wird durch die finnischen Herzen klingen von Kind zu Kindeskindern. Unweit von Marschall Mannerheims Grab erhebt sich ein weisses Marmorkreuz, das Denkmal für alle Gefallenen. Dort legen fremde Diplomaten anlässlich ihrer Besuche Kränze nieder. Hinter dem Kreuz sieht man das Meer, eine Bucht der Ostsee, heraufschimmern. Getröstet geht man von dieser Stelle des Friedhofs hinaus doch nirgends anschaulicher gemacht sein, was das Wort besagt: «Die Liebe höret nimmer auf.»

Der Gottesacker Von Ida Frohneyer

Je nach dem Landstrich sagt man auch «Kirchhof» oder «Friedhof», und beide Benennungen bezeichnen zu Recht. Breitet sich doch der stille Garten zumeist rings um die Kirche, und wenn es einen Ort gibt, der schwelgenden, kühlenden Frieden schenkt, so ist er es. Aber «Gottesacker» denkt mich doch die schönste Bezeichnung, besonders im Blick auf die endlos gebreiteten Gräberreihen der Stadt. In diesem Wort klingt nicht nur der Glockenton der Resignation, das Bild des von Gottes Hand bestellten Ackers schenkt uns die köstliche Gewissheit, dass dieser Ort nicht das Letzte bedeute, sondern den Übergang in ein neues Werden. Von jeder bin ich auf Wanderungen, wenn der

Erlösung

Wie mag es sein, wenn einst dies «Ich» gesprengt, das mich in enge, starre Formen zwängt, — wenn sich mein «Selbst» in jenen Strom ergiesst, Mit dem in Harmonie es ewig fliesst, Wenn keine Schranke mehr von Gott mich trennt, den als ein Stammelnder mein Mund nur nennt? Das «Selbst», es lebt im Christ; — doch hier in dieser Zeit bleibt leer zurück das «Ich». — Die Seele ist befreit!

Brigitte v. Rechenberg

Zwei Friedhöfe im hohen Norden

von Agnes Lötscher

An meine dreijährige Reise durch ganz Schweden und hinüber nach Finnland denkend, stellen sich unter der fast unübersehenden Fülle von Bildern, die zweier Friedhöfe besonders deutlich vor meinen erinnernden Geist. Der eine in Leksand, hat mich durch die Eigenart seiner Grabsteinschriften stark beeindruckt. Kirche und Gottesacker liegen in einem Wald aus knorzigem Kiefern, mächtigen Tannen und leuchtenden Birken, dicht am Ufer des Siljansees. Gleich neben der Kirche breitet und reckt sich eine riesige Tanne, mit stammartig entwickelten Seitenästen. In ihrem Gezweig hatten

Von diesem Scheitelpunkt hat der Rütlibund, seine Freiheit und Ordnung, gewusst: «Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen».

So lässt sich heute sagen: Freiheit und Ordnung hängen nicht davon ab, wie viel der Mensch dem Mitmenschen davon gewährt, sondern ob wir vom Scheitelpunkt aus begreifen und leben: das ist entscheidend. Wir besitzen genau soviel Freiheit und Ordnung, als wir uns in der gnädigen Zuwendung Gottes wissen. Es mag uns heute an Freiheit und Ordnung vorenthalten sein, was will: wir brauchen nicht politische Sektierer zu werden, denn vor Gott sind wir nicht «draussen». Von ihm sind wir nicht aus der Verantwortung entlassen. Es geht weder darum, das wir heftig oder gehässig unsere Sache verfechten, sondern dass wir es in der getrosteten Überzeugung tun: «Nicht fürchten ist der Harnisch».

Es mag uns Frauen heute an der Freiheit zur politischen Ordnung vorenthalten sein, was will: wir brauchen nicht resignierte Zuschauer zu werden. Wir sind vor Gott nicht aus der Freiheit zum verantwortlichen Handeln entlassen und wäre es eben zunächst ganz sauber und schlicht das politische Nachdenken. Nach wie vor gilt «Tut um Gotteswillen etwas Tapferes!».

Freilich, auch Gott ist heute zum Schlagwort geworden, zu jenem gutedenössischen Privat- und

Schutzgott, der mit Vorliebe in vaterländischen Reden auftaucht, um alsobald wieder zu verschwinden: jener Gott, der so schauerlich harmlos ist, eine blosse Floskel, ein Allerwelt-Herrgott. Aber der ist nicht der lebendige Gott, ist nicht der Vater Jesu Christi; bei diesem ist sicher nicht der Scheitelpunkt von Freiheit und Ordnung, er ist auch sicher nicht der Gott, bei dem «nicht fürchten der Harnisch ist» und auch nicht derjenige, bei dem um eben dieses Gottes willen «etwas Tapferes getan wird».

Damit aber bleibt ein Letztes zu sagen. Um Gottes willen etwas tun, heisst um Gottes Gnade willen, um Jesu Christi willen etwas tun. Die Freiheit und Ordnung von uns als Kinder Gottes besteht letztlich darin, dass wir von Gott nicht aus der Vergabung entlassen sind, nicht aus derjenigen, die Gott uns schenkt und nicht aus derjenigen, die wir dem Mitmenschen schulden. In dieser doppelten Vergabung liegt die Quelle zum Nichtfürchten und zum Tun des Tapferen. Vor Vergabung empfängt von Gott und vor Vergabung gibt, braucht keine Furcht zu haben, er lebt dann wahrhaftig in Freiheit und Ordnung.

Für uns mag das heute heissen, dass wir von nun an unsere Arbeit vielleicht grösstest, vielleicht stiller und bescheidener, vielleicht sogar mit mehr Humor, sicher aber nachdenklicher und damit freier und ordentlicher.

Zum Kapitel «Abtreibungen»

I.

Es ist erfreulich, dass zwei Frauen sich zu diesem Problem geäußert und konstruktive Vorschläge gemacht haben. Ich unterstütze warm die Anregung von A. L. «dass von Frauenseite aus der gesamte Fragenkomplex wieder einmal geprüft wird, um womöglich einige Richtlinien zu finden, wie dem Uebel zu steuern wäre.» Ich möchte mich besonders mit dem zweiten Aufsatz beschäftigen und einige Ergänzungen anbringen.

Es gibt bereits allerlei Statistiken. Ich nenne die Dissertation von Dr. med. W. Alexandrow, Untersuchungen über die Persönlichkeit der passiven Abtreiberin, Verlag Hans Huber, Bern 1947, in der die sozialen Fragen eingehend behandelt werden. Da jedoch die meisten Abtreibungen im Geheimen geschehen und nur ein kleiner Prozentsatz durch Prozesse bekannt wird, ist es schwierig, zuverlässige Angaben zu erhalten. Jedoch wird uns aus ärztlichen Kreisen immer wieder versichert, dass das vorzeitige Ende der Schwangerschaften (durch Spontanabort, aktive oder passive Abtreibung) sowie durch ärztlich ausgeführte Unterbrechung) ebenso häufig ist, wie das normale Ende durch die Geburt eines Kindes. Abort und Geburt stehen also im Verhältnis 1:1. Das macht doch gewiss zum Aufsehen!

Gewiss, die Anstiftung zur Abtreibung sollte noch strenger bestraft werden — wenn es überhaupt geht, den Anstifter festzustellen. Denn welche Ehefrau, die mit ihrem Mann in der Ehe weiter leben muss, wird ihn als Anstifter bezeichnen, und welche ledige Schwangere, die noch erwartet, von dem «Freunde» geheiratet zu werden, wird es tun? So wird die Feststellung des Anstifters nur in solchen Fällen gelingen, wo eine Ehe oder ein Verhältnis schon vor der Auflösung stehen.

Dagegen wende ich mich mit aller Entschiedenheit gegen die straflose Unterbrechung der Schwangerschaft aus sozialen Gründen. Die soziale Indikation wurde bekanntlich bei der Beratung des Paragraphen 120 StGB. abgelehnt, und mit Recht. Das Messer des Chirurgen ist nicht das taugliche Instrument, um soziale Notstände zu beheben. Auch wäre es ausserordentlich schwierig, den sozialen Notstand objektiv ausrei-

chend zu begründen. Was der einen Mutter, die eine tüchtige Hausfrau und kluge Erzieherin ist, gelingt, kann die andere Mutter nicht leisten. Sie könnte es aber leisten, wenn man ihr hilft. Dazu sind der Staat und seine Fürsorgeinstitutionen, die Kirche und die Frauenvereinigungen da. Der Weg der Hilfe ist richtiger als Tötung des keimenden Lebens.

Übrigens wird in der heutigen Praxis die soziale Indikation gebührend berücksichtigt. Einer werdenden Mutter mit einem Herzleiden, die in sozial günstigen Verhältnissen lebt, kann die Austragung eines Kindes eher zugemutet werden, als einer Arbeiterfrau mit einer Reihe von Kindern, die sowieso über ihre Kräfte arbeiten muss. Ebenfalls ist zu prüfen, ob die Mutterschaft für die psychische Widerstandskraft einer Schwangeren erträglich ist oder voraussichtlich zu einem dauernden schweren Schaden an ihrer Gesundheit führen wird. In sozial schwierigen Lagen könnte dieser Fall eintreten. Eine Psychose könnte verschlimmert, die werdende Mutter dadurch unfähig werden zur Leitung des Haushaltes und zur Erziehung der Kinder. Immer aber ist zu überlegen, ob nicht durch liebevolle soziale Fürsorge die nötige körperliche oder psychische Entlastung erreicht werden kann, sodass die Mutterschaft keine gesundheitliche Gefahr mehr bedeutet.

Gewiss kommt der Erziehung eine wichtige Aufgabe zu. «Das sittliche Verantwortungsbewusstsein muss gehoben werden», schreibt A. L. Verantwortlichkeit gibt es aber nur dann, wenn man verantwortlich gemacht wird, wenn man sich einer höheren Macht gegenüber verantwortlich weiss. Deshalb kann das ganze Problem schliesslich nur gelöst werden, wenn die Ehrfurcht vor dem Leben des werdenden Kindes den Menschen unserer Zeit wieder feststeht, wenn man in dem werdenden Kind vom ersten Augenblick seiner Existenz ab Gottes Schöpfung sieht, die uns heilig ist, und die deshalb vor jedem Zugriff geschützt werden muss.

J. ten Doornkaat, Spitalpfarrer
Zürich

II.

In ihrem Artikel «Ein trauriges Kapitel» in Nr. 39 dieses Blattes macht Dr. Alice Lüscher auf die erschreckend grosse Zahl der Abtreibungen aufmerksam und fordert von den Frauen Prüfung der Sachlage und Aufstellen von Richtlinien für die Behebung dieser grossen Frauennot. Im Frauenblatt Nr. 41 vom 12. Oktober wird Dr. Lüscher von «» unterstützt in der dringenden Aufforderung an die verantwortungsbewussten Frauenkreise, man möchte in erster Linie diesen verhängnisvollen Vergehen gegen das keimende Leben nachgehen, um dann die Mittel zur Abhilfe zu suchen und zu finden.

Ärztin und Fürsorgeleiterin der kantonalen Frauenkliniken, die Zürcherische Schwangerenberatungs-

stelle des 1932 von der Zürcher Frauenzentrale gegründeten Vereins Mütterhilfe, wie die seither entstandenen Beratungsstellen für werdende Mütter in Basel, Genf, Lausanne und St. Gallen haben täglich mit dieser Not zu kämpfen und versuchen nach Möglichkeit, den ihnen durch Aerzte, Fürsorgestellen und private Kreise zugewiesenen Müttern, verheirateten und ledigen, durch gewissenhafte kostenlose Beratung zu helfen, dass sie auch ein mit Sorgen erwartetes Kind trotz Hindernissen sozialer oder persönlicher Natur austragen und ihm und sich selber die lebensnotwendigen Verhältnisse schaffen können. All diese Beratungsstellen machen die Erfahrung, dass die Gründe zum Abtreibungsversuch nur in ganz wenigen Fällen in der Verantwortungslosigkeit und Bequemlichkeit der Eltern zu suchen sind, dass selbst wirtschaftliche Missstände wie zu knapper Lebensunterhalt, Wohnungsnot, Erwerbsunfähigkeit dabei nur eine untergeordnete Rolle spielen, wenn dies auch die Gründe sind, die nach aussen meistens geltend gemacht werden. Die Not liegt tiefer — in den «Zufallsheiraten», im zerrütteten Familienleben, im Fehlen jeden religiösen Haltes. Das Vereinsamt der werdenden Mutter führt zur Lebensangst, mit der sie allein nicht mehr fertig werden kann. In fast allen Fällen, in denen es der Beraterin gelingt, einer verzweifeltenden Mutter die tiefen Ursachen ihrer Ratlosigkeit zum Bewusstsein zu bringen und die werdende Mutter es spüren darf, dass sie mit ihrer Not nicht so allein steht, wie es ihr geschienen hat, erwacht auch der Wille zum Kind in ihr und der Mut, gegen innere und äussere Schwierigkeiten anzukämpfen, wobei ihr die Beraterin meist auch erfolgreich helfen und Notstände zum mindesten mildern, wenn nicht ganz beheben kann. In Zusammenarbeit mit den Eheberatungsstellen sorgen die Schwangerenberatungsstellen aber auch nach der Geburt des Kindes noch für die richtige Aufklärung von Mann und Frau in Sachen der Geburtenregelung und suchen eine Wiederherholung der gleichen Not in der gleichen Familie nach Möglichkeit zu verhindern, indem sie das Verantwortungsbewusstsein der Eheleute sich selber und der kommenden Generation gegenüber stärken. Beratungsstellen für werdende Mütter sind heute für jede grössere Stadt eine absolute Notwendigkeit — wann wird Bern eine solche gründen?

«» fordert Gestatten der straflosen Unterbrechung nicht nur aus den vom Gesetz anerkannten medizinischen Ursachen, sondern auch aus sozialen Gründen, «weil es wertvoller sei, die Mutter den schon vorhandenen Kindern körperlich und geistig leistungsfähig zu erhalten, als sie durch weitere Geburten vorzeitig dahinstirben zu lassen». Bei aller Anerkennung dieser Begründung können wir aber seine Forderung nicht unterstützen, weil u. E. der Zeitpunkt der schon eingetretenen Schwangerschaft nicht mehr der Moment ist, in dem über den Wünschbarkeit oder ihr Unerwünschtheit noch diskutiert werden sollte. Wie schon Fr. Dr. Lüscher sagt, gefährdet eine Unterbrechung selbst dann, wenn sie vom gewissenhaften Arzt ausgeführt wird, das Leben der Mutter sehr viel mehr als dies bei einer normalen Geburt der Fall ist. Eine Umfrage von psychiatrischer Seite hat gezeigt, dass die grosse Mehrzahl der Mütter, und zwar gerade der verantwortungsbewussten Frauen, nach Schwangerschaftsunterbrechung und gar nach Sterilisation, die ja meistens nötig wird, wenn nicht in kurzer Frist die gleiche Notlage wieder entstehen soll, an schweren Gemütsdepressionen leidet, die sie in der Ausübung ihrer Pflichten als Familienmutter weitaus mehr behindern als es die Mehrbelastung mit einem weiteren Kind, selbst in wirtschaftlich ungünstigen Verhältnissen, tun könnte. Gerät die werdende Mutter aber gar in die Hände eines Pflüschers, so trägt sie ausser den seelischen Schädigungen auch schwere körperliche Schäden davon oder wird der Familie durch einen qualvollen Tod gewaltsam entrisen.

Unsere Zürcherische Schwangerenberatungsstelle, Badenerstrasse 18, Zürich 4, möchte bei dieser Gelegenheit wieder einmal mehr darauf aufmerksam machen, wie wichtig es für die Verhütung von Abtreibungen mit deren unabwehrbaren Folgen auf psychischem, medizinischem und strafrechtlichem Gebiet ist, dass ihr werdende Mütter schon ganz im Anfang der Schwangerschaft gemeldet werden, bevor durch unverantwortliche Eingriffe Gesundheit und Leben von Mutter und Kind gefährdet worden sind.

I. Sch. P.

Politisches und anderes

Eidgenössische Wahlen

Vergangenen Samstag und Sonntag fanden die Wahlen in den Nationalrat statt. Die Stimmbeteiligung betrug im Landesdurchschnitt zirka 65 Prozent (im Kanton Waadt nur 46 Prozent). Auch in der Mehrzahl der Kantone wurden die Ständeratswahlen durchgeführt. Die 196 Sitze im Nationalrat verteilten sich wie folgt: Freisinnig-demokratische Partei 61 (bisher 52); Katholisch-konservative 48 (44); Sozialdemokratische Partei 49 (48); Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei 23 (21); Landesregierung der Unabhängigen 10 (8); Liberal-konservative 5 (7); Demokraten 4 (5); Kommunisten 5 (7); Evangelische Volkspartei 1 (1). Als Vertreter des Kantons Zürich im Ständerat wurden gewählt: Dr. Emil Klöti und Regierungsrat Dr. Ernst Vaterlaus. Gottlieb Duttweiler verlor den 1949 errungenen Ständeratsitz.

Strafklage des Bundesrates gegen Léon Nicole

Die Mitglieder des Bundesrates haben beschlossenen gegen Léon Nicole, dem Chef der PdA, Strafklagen einzureichen wegen verleumdeter Behauptungen über Nebeneinkünfte der Bundesräte.

Wahlen in England

England hat vergangene Woche das neue Unterhaus gewählt. Die Sitzverteilung ergibt folgende Resultate: Konservative 321 Sitze, Labour 296, Liberale 6, Irische Nationalisten 2. Die absolute Mehrheit der Konservativen beträgt 18 Sitze. Die Wahlbeteiligung betrug 82 Prozent.

Auf Grund dieses Wahlausgangs ist die Labourregierung zurückgetreten und der Chef der Konservativen, Winston Churchill, ist zum Premierminister ernannt worden. Zu dem von diesem gebildeten Kabinett gehören u. a. Anthony Eden als Aussenminister und stellvertretender Premierminister, Richard Butler, Schatzkanzler, Walter Monckton als Arbeitsminister. Der Premierminister Churchill hat auch das Amt des Verteidigungsministers, das er während des ganzen Krieges inne hatte, übernommen.

Ägypten und die Verteidigung des Westens

Der ägyptische Aussenminister, Salah el Din Paschi erklärte am Freitag, von einer Vermittlung im britisch-ägyptischen Konflikt könne keine Rede sein, bevor die britischen Truppen den Sudan geräumt hätten. Die Möglichkeit einer Beteiligung Ägyptens an der westlichen Verteidigungsorganisation kann in Erwägung gezogen werden, wenn Ägyptens Forderungen erfüllt sind.

Untersuchung über Zwangsarbeit

In Genf tagte vom 8. bis 27. Oktober eine Spezialkommission der Vereinten Nationen. In Genf setzte sich mit der Prüfung der Missachtung der Menschenrechte in der Form von Zwangsarbeit in gewissen Ländern. Es wurden die Arbeitsmethoden festgelegt, die die Kommission zur Klärung dieses Problems anzuwenden beabsichtigt. Die zweite Tagung wurde auf Ende Mai, anfangs Juni festgesetzt.

Tagung der Weltgesundheitsorganisation

Die zweite Tagung des Sachverständigenkomitees der Weltgesundheitsorganisation, das sich mit Fragen der Krankenpflege befasst, ist in Genf zu Ende gegangen. Unter dem Vorsitz von Miss Andralava, Chefkrankenschwester in Delhi, befasste sich das Komitee mit den dringenden Problemen, die aus dem Mangel an Krankenschwestern auf der ganzen Welt und dem Bedarf nach Hilfspersonal hervorgehen.

Schweiz. Nationalfonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen

Der Bundesrat beantragt, der neuen Bundesversammlung der Stiftung «Schweiz. Nationalfonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung» einen einmaligen Beitrag von 1 Million Franken an das Stiftungskapital und ausserdem einen jährlichen Beitrag an die Betriebskosten der Stiftung zu gewähren. — Dieser jährliche Beitrag soll sich zunächst auf 2 Millionen Franken, für das folgende Jahr auf 3 Millionen und vom dritten Jahr an regelmässig auf 4 Millionen Franken belaufen.

Gleiche Leistung, gleicher Lohn

In der kanadischen Provinz Ontario wurde vor kurzem ein Gesetz angenommen für gleiche Bezahlung von Mann und Frau für gleiche Arbeit!

Die Frauen im diplomatischen Dienst

In Italien wurde ein Gesetzesentwurf ausgearbeitet und durch den Senat angenommen, der die Frauen zum diplomatischen Dienst zulässt. cf.



Wort gedacht. So steht auf dem Grabstein eines Dreundachtzigjährigen: «Still gelebt, sanft gestorben.» An anderer Stelle: «Ruhe sanft, lieber Vater.» Und wiederum: «Ach Gott, wie schmerzt die tiefe Wunde, Ach Trennung, wie brichst du das Herz, Sie kam zu früh, zu früh die Stunde, Und fast erliegen wir dem Schmerz.» Eigenartig ist die Inschrift eines «Ehemanns von Sigriswil», der 1837 geboren und 1911 gestorben ist. Nicht die Lebenden reden, sondern er spricht:

«Liebe Kinder, gute Nacht!
Gott hat alles wohl gemacht.
Habet Dank für eure Treu.
Jesus kommt und macht mich frei.»

Fast jedes Grab ist wie ein Blumenbett anzusehen. Nur an einer Stelle, einer Seitenmauer entlang, liegen Gräber, von keiner liebenden und ordnenden Hand mehr betreut. Im einen ist Buchs, im andern Efeu so hoch gewachsen, dass der Name des Schlafers nicht mehr zu entdecken ist. Ein drittes hat einst eine Siebzehnjährige aufgenommen. «Unsere liebe Tochter und Schwester.» Darunter stehen die Worte: «Das Loos ist mir gefallen auf liebliche...» Auf einem von Unkraut überwucherten Grab, dessen Kreuz und Einfassung zerbrochen sind, stehen zwei hell leuchtende Geraniumstöcke — wer mag sich der verlassenen Stätte erbarmen haben?

Und nun trete ich an die Kindergräber heran, an die rührend schmalen, ach so innig geschnittenen Bettlein. «Hier ruht Mädchen von Gunten, geb. und gest. 20. April 1926.» «Hier ruht das Knäblein Johann Tschanz von Merligen.» «Hier ruht Mägdlein Amstutz.» Und hier:

«Als der Herr die Englein zählte,
sah er, dass ihm eines fehlte.
Er kam — und wählte
Eveline.»



... sind wirklich köstlich!

Generelvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel Zürich Bern St. Gallen Luzern Schwyz

Weg an einem dörflichen Gottesacker vorbeiführte, eingetreten, und immer aufs neue musste ich denken: wie schön lässt sich doch ruhen an solch hellmelliger Stätte, unter Freunden und Gewattersleuten... Das Auseinandergerissenwerden scheint hier weniger grausam, das Wort «think of me as in the next room» fast leicht zu befolgen. Und wie oft las ich ein Wort, das mich in seiner schlichten Geistesheit tiefest anrührte und stärkte.

Nicht nur im Vorübergehen, sondern zu wiederholten Malen habe ich den Gottesacker der Sigriswiler besucht. Der Blick aus meinem Fenster — ich wollte im prächtigen «Bären», der eine der ältesten Gaststätten der Thunersegegend ist — ging nach dem stillen Garten, der mit Büschen und hochragenden Bäumen herübergrünte. Das leuchtend weisse, wohlgestaltete Kirchlein in seiner Mitte hat unzählige Menschenschlechter entstehen und vergehen sehen, trägt es doch auf dem Turm die Jahreszahl 933. Im Jahre 1900 ist es renoviert worden, und zwar gliederweise von ehrfurchtvoller Hand, die nichts an der uralten eigenartigen Bestuhlung änderte. — Es herrscht eine wundersame Stimmung im Innern dieses Kirchleins. Alle die vielen Menschenschlechter, die in schweren Zeiten ihrer Herzen Bedrängnis hier vor Gott gebracht, die ihm in friedlichen und fruchtbaren Jahren Dank gesagt, sie scheinen nicht spurlos dahingegangen, sie sind uns irgendwie nahe — nicht in unheimlicher, sondern in tröstlicher Weise.

An der einen Kirchenwand findet sich ein grosses, auf Holz gemaltes Bildwerk, das die Jahreszahl 1679 trägt. In der Mitte steht Mose, doch tritt seine Gestalt zurück vor den beiden mächtigen Gesetzestafeln, die kundtun: «Diss sind die heiligen Zehen Gebott Gottes.» Und ich lese die von Schulzeisen her vertrauten Worte, die aber ihre eigene Sprache führen, so wenn geboten wird, «kein begraben noch geschnitten Bild» zu machen, oder «nicht ohne nutz, eytel oder leichtfertig» Gottes Namen im Munde zu führen.

Es ist der Anblick der verschönten Buchstaben, oder ist es ein Verwandtes im Gedankengang: die kraft- und ruhevolle Forderung — meine Gedanken sind mit einmal entlaufen und machen Halt bei dem unweit des Kirchleins gelegenen Bau, der sich «Gemeinde — Gewölbe» nennt. Erbaut worden ist es 1564, renoviert 1896, und aus diesem Jahre stammt der Vers, den die damalige Pfarrfrau von Steiger gedichtet:

«Der Sigriswiler alte Freiheitsbriefe ich bewach,
die Freiheit selber zu erhalten, das ist eure Sach.»
Vor der Kirchüre draussen begegnet man auch einer Pfarrfrau. Eine grosse Tafel an der Mauer tut kund:

«Hier ruht in Gott an der Seite ihres vorangegangenen Gatten Pfarrer Sophie Howald, geb. Dietz. Unsere liebe Mutter, Getauft 6. Dec. 1801, gest. 2. Mai 1870. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden... Sie hat den Gatten, der 36 Jahre in Sigriswil geamtet, nur um ein Jahr überlebt.»

Es finden sich noch allerlei Namen an der Kirchenmauer. Da ist die stolze Tafel einer Basler Pfarrfrau um die Jahrhundertwende; da ist ein junger Mann aus Thun, der in Ägypten gestorben, hier ruht «in der Heimat süssem Frieden». Hübisch ist die dem Volksliederdichter Gottlieb Jakob Kühn (1775 — 1849) gewidmete Gedenktafel, die nichts von Klage und Todesgrüssen weist: singende und musizierende Mädchen und Burschen schreiten dem Beschauer gleichsam entgegen.

Von ihnen weggehend, fällt mein Blick auf das Grab einer jungen Frau, die im benachbarten Dörf-

lein geboren und in Amerika gestorben ist. Wie muss dies Herz an der Heimat geangen haben! Oder war es die Sehnsucht der Angehörigen, die die geliebte Tote in den heimischen Gottesacker betten wollten? Dicht neben diesem Grab ruht ebenfalls ein junges Menschenkind... «Le soleil s'est couché avant la fin du jour.» Und dort drüben steht zu lesen:

«In der Blüte seines Lebens sank der Teure in das Grab.
Menschenhilfe war vergebens,
denn der Schöpfer rief ihn ab.»

Im Weiterschreiten freue ich mich an der Vielfalt der Grabmarmen. Niemand war gewohnt zu werden, sich für einen stehenden oder liegenden Stein zu entscheiden, jeder durfte nach seinem Herzen, nach seinem Wohlgefallen wählen. Schön sind die zahlreichen Holzkreuze, einfache und mit Schnitzereien verzierte, altgraue und ganz neue. Auch ein Perlenkranz hängt da und dort, und niemand wird ihn in dieser Umgebung als geschmacklos verdammen. Etwa einmal ist in den Stein eine Photographie eingelassen, und so wenig künstlerisch die Sache dreinsieht, man kann verstehen, dass die Mutter des kleinen Gretli sich mit dem Bildchen einen Schatten ihres verlorenen Glückes erhalten wollte.

Den Müttern stellt der Sigriswiler Gottesacker ein gutes Zeugnis aus. «Liebe Mutter, «ruhe sanft», «Heilig ist die Stätte, wo eine gute Mutter ruht», «Hier liegt sie sanft, hier liegt sie schön gebettet. Von allem Leiden hat sie Gott errettet», «Geliebt und unvergessen», «Ruhe sanft nach langem Leiden und genies des Himmels Freuden», «Müde von des Lebens Sorgen, liebe Mutter, schliesst Du ein. Schön wird Dir dafür der Morgen Deiner Auferstehung sein.»

Auch der Väter wird etwa in einem besonderen

Vom Sinn der Häuslichkeit

Viel wird heute geklagt darüber, dass die jungen Leute so gar keinen Sinn mehr haben für Häuslichkeit, ungerne daheim bleiben und jeden Anmass benutzen, um abends oder am Sonntag auswärts zu sein. Dieser Zustand ist nicht bloss ein der dahinschwundenden Familienzusammengehörigkeit zu dauern, sondern auch der mancherlei Gefahren wegen, in die Jugendliche geraten können.

Von vielerlei Gründen, die zu dieser Entwicklung führten, ist genug gesprochen und geschrieben worden, so dass wir sie keineswegs wiederholen möchten. Dagegen scheint uns, es sei einem Umstand nicht genügend Rechnung getragen worden — einem Umstand, der nicht ausserhalb, sondern innerhalb der Familie liegt — nämlich der Art und Weise der heute weithin üblichen Wohnungseinrichtung. Diese erachten wir als zu einem beträchtlichen Teil mitschuldig an der Heimflucht der jungen Leute.

Das Gefühl für Häuslichkeit entwickelt sich ohne Zweifel nur dann, wenn sich jemand irgendwo «zu Hause fühlt». Das kann er jedoch nur, wenn er einen — und sei es nur kleinen — Platz für sich hat, den er ganz nach seinem eigenen Gutdünken einrichten und ausschmücken darf, wo er auch zur Abwechslung einmal alles liegen lässt, ohne das Herumstören anderer befürchten zu müssen, kurz, wo es das Gefühl hat, allein Herr und Meister zu sein. Welcher Stolz liegt doch in den Worten, die man zu Klassenkameraden sagt: «Kommt einmal zu mir, ich will euch meine Bude zeigen!» Darin steckt eine Verwurzelung zu dem Raum, den man bewohnt, eine Beziehung zu seinen vier Wänden, die einem lieb sind, und darum auch zu halten vermögen.

Halten wir heute Umschau unter der heranwachsenden Generation, so finden wir nur noch eine relativ kleine Anzahl Heranwachsender, die eine eigene «Bude» besitzen. An dieser Misere ist natürlich einmal die Wohnungsnot schuld, die viele Familien zwingt, mit zu wenig Wohnräumen auskommen zu müssen. Diesen Verhältnissen kann nur durch öffentliche Hilfe gesteuert werden. Daneben gibt es unzählige Jugendliche, die kein eigenes Zimmer mehr haben dürfen, weil die Eltern in unvernünftiger Weise der Repräsentation das Wohl der Kinder opfern. Wer kennt nicht die schönen 3- oder 4-Zimmerwohnungen, die neben dem Schlafzimmer der Eheleute nur repräsentative Räume enthalten? Ein Esszimmer, ein Wohnzimmer, ein Herrenzimmer, einen Salon. Für das Kinderzimmer langt es jedoch nicht mehr. Nachts klappten die Kinder dann in den verschiedenen Räumen auf Schlafdivans und Couchs, auf denen tagsüber alle möglichen Leute sitzen, die alle Arten von Gerätschaften zurücklassen, so dass das Kind abends tatsächlich in ein Hotelbett liegen muss, nicht in «sein» Bett. Auch zum Spielen und zum Aufhängen macht es immer auf Räume angewiesen, die nicht ihm «gehören», je nachdem muss es bald hier und bald dort sich aufhalten.

Gibt man sich Rechenschaft darüber, dass selbst eine Zimmerpflanze ihren Standort haben will, dass

ein Hausier seinen Platz beansprucht, so ist wunderbar, dass man dem Kinde dieses Recht nicht als ganz selbstverständlich zuerkennt. Auch ein noch kleines Kind ist schon eine Persönlichkeit, die sich ihre eigene Atmosphäre schaffen kann und will. Verunmöglicht man ihm das, so verächtlich es eben nicht mit einem besonderen Platze. Es hat dann kein eigenes «Revier», in das es sich zurückzieht, um ungestört zu sein, seine Angst oder sein schlechtes Gewissen zu verbergen, oder auch nur zu träumen!

Selbstverständlich können Geschwister einen Raum miteinander teilen. (Das ist jedoch etwas durchaus anderes, als wenn der Raum grundsätzlich für die Erwachsenen eingerichtet ist, und dem Kinde nur zeitweilig überlassen wird.) Kinder haben aber gewöhnlich ein feines Empfinden dafür, wie sie gegenüber Brüdern und Schwestern die Grenzen respektieren müssen, wenn mehrere zusammen dasselbe Zimmer bewohnen.

Heute wird so manches für die Jugend getan. Sollte man ihr nicht vorab dazu verhelfen, dass Söhne und Töchter sich in der elterlichen Wohnung nicht bloss als Schlafgäste vorkommen müssen? In sehr vielen Fällen liesse sich dieses Ziel mit Leichtigkeit erreichen, wenn das Herrenzimmer zum Kinderzimmer verwandelt würde, die unnötige Repräsentation auf Kosten der Kinder aufgegeben würde. Freilich wird da und dort ein grösseres Kind etwa in einer Mansarde einlogiert, aber dann dürfte es meist schon zu spät sein, um ihm das eigentliche Heimatgefühl noch zu vermitteln.

Beim Erstellen neuer Wohnungen sollten nicht in den 3-Zimmerwohnungen von vornehmeren 2 Räume mit einer Schiebetüre verbunden werden, so dass eine auf Repräsentation eingestellte Möblierung schon präjudiziert wird. Schliesslich würde dem von Frauenkreisen mehrfach geäusserten Postulat zu entsprechen, dass Neuwohnungen weniger luxuriös eingerichtet werden, dafür aber mehr Platz erhalten sollten.

Wir würden es begrüssen, wenn statistisch festgestellt werden könnte, wieviel Jugendliche heute in dieser Schlafgast-Situation aufwachsen müssen, kein eigenes respektive nur mit Geschwistern geteiltes Zimmer mehr haben. Die Zahlen dürften recht hoch sein. Dass unsere Jugendlichen weithin keinen Sinn für Häuslichkeit mehr haben, beruht selbstverständlich nicht auf einer einzigen Ursache, wie wir dies eingangs erwähnten. Das hindert nicht, dass man die Teilursachen, soweit möglich, bekämpft. Bekanntlich vermag erst der persönliche Beitrag aus einer Möbelausstellung ein Heim zu gestalten, in dem man sich zuhause fühlt. Deshalb halten wir es für die Förderung häuslichen Empfindens so überaus wichtig, dass schon das Kind lernt, einen Raum oder Platz seiner Auffassung nach wohnlich herzurichten. Es gewinnt dadurch nicht nur Anhänglichkeit an seinen Raum, sondern lernt überhaupt den Wert schätzen, der darin liegt, dass man sich irgendwo heimisch und zuhause fühlt — und darum auch gern zuhause bleibt. Lu.

Lügen. Auch da gebrach es ihm an Mut und Charakter, die Verantwortung für das, was er angerichtet, zu übernehmen, und er löste sich vom Schicksal seines geliebten Volkes. Après nous le déluge. Wir glauben auch nicht, dass sich auf Grund seiner Aussprüche ein wesentlicher Unterschied zwischen Nazismus und Bolschewismus ergibt. Die Auswirkungen beider «ismen» sind ziemlich dieselben. Und in seiner Tafelrunde hat sich Hitler nicht als das gegeben, was er war, sondern als das, was er sich einbildete zu sein: als Verkündiger bleibender und allgemeiner gültiger Gedanken. Ohne Maske dagegen steht er da, als ihn sein «hellserisches» Genie verlässt und er einen Antonescu um Rat für die Beendigung des russischen Feldzuges ersucht, oder wo er dem empörten alten Horthy, der ihm die

Türe vor der Nase zuschlägt, nachzusehen muss, um einen Skandal zu verhüten.*

Sicherlich ist die Herausgabe dieser Gespräche in Deutschland zur jetzigen Zeit ein mutiges Unterfangen; stellen sie doch einen Spiegel dar, worin der Deutsche seinen Irrtum, Hitler als den von Gott gesandten Führer verehrt zu haben, erkennen muss. Die Schweizerfrau jedoch hat sich durch die nazistische Propaganda im grossen und ganzen nicht betören lassen, und sie braucht deshalb beim Blick in diesen Spiegel nicht zu erröten. Es ist wohl auch keine Gefahr vorhanden, dass sie einer neuen nazistischen Welle nicht würde widerstehen können.

Dr. K. Tanner

* O. P. Schmidt: Statist auf diplomatischer Bühne.

Gäste aus dem Morgenland

Wenn wir in diesen Herbstwochen einige Tulpen- oder Hyazinthenzwiebeln in den Garten pflanzen oder zum Treiben in Töpfe setzen, so mag uns wohl hie und da der Gedanke kommen, woher diese Frühlingboten eigentlich stammen. Bei der Hyazinthe verrät uns der Name, Hyazinthus orientalis, dass sie aus dem Osten eingewandert ist, doch auch die Tulpe hat erst vor etwa vierhundert Jahren europäische Gärten erobert. Einem grossen Blumenfreund, dem Gesanden von Kaiser Ferdinand I., namens Gislenius Busbequius, der am Hofe Solimans des Grossen in Konstantinopel weilte, haben wir zu danken für die Bekanntschaft mit der Tulpe, sowie der Kaiserkrone und andern Garteninsassen. Im Frühling des Jahres 1554 rief er eines Tages vom Konstantinopel nach Adrianopel und sah in den türkischen Gärten rot und gelb geflamme Blumen, die ihm bis dahin unbekannt gewesen. Er versuchte, davon Samen zu erhalten, was ihm mit einiger Mühe gelang, sandte diesen an einen Freund nach Deutschland und im Frühling 1559 erblühten in einem Augsburger Garten zum erstenmal in Europa die Tulpen. Der berühmte Naturforscher und Arzt Konrad Gesner beschrieb diese neue Gartenblume die bald weitherum beliebt wurde und besonders von den Holländern in immer mannigfaltigeren Formen und Farben gezeitet wurde.

Auf eine Sage hin weist der Name Hyazinthe. Der Gott Apollo soll sich als Spielgefährten den

schönen, spartanischen Königssohn Hyakinthos erwidert haben, was diesem der Westwind, Zephyros, neidete. Deshalb lenkte er beim Spielen die ehernen Diskusscheibe so, dass sie Hyakinthos an der Schläfe traf. Apollo besass keine Gewalt über den Tod, doch wollte er das Andenken an seinen Liebhaber der Nachwelt erhalten, indem er aus dessen Blut die süsse duftende Hyazinthe erschuf, die denn auch bei den alten Griechen als Zeichen der Trauer galt.

Auch der Name der Narzisse knüpft sich an den Tod eines schönen Jünglings. Dieser hatte sich bei einer Quelle gelagert, um mit dem klaren Wasser seinen Durst zu löschen. Als er nun im kristallinen Nass sein Spiegelbild erblickte, war er von dessen Schönheit so betroffen, dass er es unarmen wollte und dabei ins Wasser fiel und ertrank. Den Göttern tat dies leid und seinem Andenken weihen sie die edle Narzisse.

Wir haben wenig mehr den Sinn für das Wunderbare im Leben der Blumen, die ein alter Blumenfreund einmal die Augen Gottes nannte, doch auch uns schenkt uns ihr Da-Sein viel Freude, ob sie während des Winters als Topfbüher Anmut und Lebenszahnung ins Zimmer zaubern oder ob wir uns ihrer in unserm Garten erfreuen dürfen. Sie sind die demütigen und doch ihres Wertes bewusste Begleiter unseres Lebens und besitzen die Macht, manch trübe Stunde mit einem lieblichen Licht zu durchstrahlen. w.

Die andere Seite

Wir alle kommen früher oder später in die Lage, ein Spital aufsuchen zu müssen. Vielleicht sind wir selbst Patient und müssen uns einer Behandlung oder Operation unterziehen. Unter Umständen liegt auch ein Angehöriger oder jemand aus unserem Freundes- oder Bekanntenkreis im Krankenhaus. Jahrelang mag es uns vergönnt gewesen sein, an den Gebühlichkeiten, die zur Aufnahme der Kranken dienen, vorüber gehen zu dürfen. Bisweilen sah man andere Menschen durch das Tor des Einganges schreiten oder das Krankenauto dort vorfahren. Es kann auch geschehen, dass wir im Vorübergehen an fremden Menschen auf der Strasse den Brocken eines Gespräches auffangen und vom Leiden einer Erkrankten oder Verunfallten einen kleinen Bruchteil seiner Krankengeschichte vernehmen. Auch vom freudigen Ereignis der Geburt eines Kindes können wir hören, aber unter Umständen ziehen wir es vor, statt eines Besuches im Spital die Heimkehr von Mutter und Kind abzuwarten und erst dann unseren Besuch zu machen. So kennen alle jene, die das Glück hatten, von Krankheit verschont geblieben zu sein, das Leben in einem Spital mehr und weniger nur vom Hörensagen.

Eines Tages aber kann es geschehen, dass man selbst oder ein Familienangehöriges von einem nicht mehr leicht zu nehmenden Unwohlsein befallen wird. Man sträubt sich vorerst, es als ernsthaftes Erkrancken anzuerkennen. Es kam ja so plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Aber wenn die Anzeichen beängstigend werden und die gewohnten Mittel und Anwendungen nicht mehr fruchten wollen, zwingt einen die Besorgnis, den Arzt zu rufen. Und dieser stellt dann nicht nur die Diagnose, er beurteilt auch, ob wir mit der häuslichen Pflege auszukommen vermögen oder die Ueberführung ins Krankenhaus nötig ist. Und dann kann es geschehen, dass wir sehr rasch einen kleinen Koffer mit dem wenigen, was ein Kranker im Spital braucht, zu

packen haben und wir einen lieben Menschen von einer Stunde zur andern fremder und kundiger Pflege übergeben müssen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, das die Zurückgebliebenen in den folgenden Stunden, Tagen und Wochen bedrängt. Eine Leere macht sich plötzlich breit und in das erst noch harmonische Leben sind Angst und Sorge gedrungen. Immer wieder schweifen die Gedanken ab und man hat Mühe, sich auf seine Pflichten zu besinnen und sich auf die Arbeit einzustellen. Wenn das Befinden des Patienten es erlaubt, darf man ihn vielleicht bald einmal besuchen. Und dann schreitet man wohl öfters durch das Tor des Einganges im Hause der Kranken, das eine Mal vom beklemmenden Gefühl der Unruhe und vielleicht schon bald vom befreiten Gefühl der Zuversicht beiseit. In solchen Zeiten lernt man das Leben im Krankenhaus kennen, und als Besucher bemüht man sich, die Freude hineinzutragen. Und wer nun täglich oder auch nur gelegentlich durch die Gänge schreitet, in denen sich die Zimmer befinden, die ein, zwei oder vielleicht auch drei Patienten beherbergen, der kann sich manch eines Eindrucks nicht erwehren. Besonders war am späten Nachmittag zu Besuch geht, ist erstaunt, wenn er die Fülle und Pracht an Blumen und blühenden Pflanzen sieht, die für die Nacht aus den Krankenzimmern entfernt, hinausgetragen oder auf kleinen Wagen hinausgefahren

Bemerkungen zu Hitlers Tischgesprächen

im Schweizer Frauenblatt Nr. 36 vom 7. September 1951

Uns will scheinen, dass, von schweizerischen Standpunkt aus gesehen, diesen «Tischgesprächen» eine zu grosse Bedeutung beigegeben werde, denn was sind sie anders als Worte, die weder von Gewissen noch Verantwortung getragen werden, sondern einfach eine Selbstverherrlichung ihres Urhebers darstellen sollen. Neville Chamberlain und

andere Staatsmänner haben es grausam erfahren müssen, dass man sich auf Hitlers Worte und Abmachungen nicht verlassen konnte; man musste sich einfach vor seinen Ansprüchen in acht nehmen. Auch wir Schweizer haben das und zum Glück noch rechtzeitig gemerkt. Warum also ein so lautes Wesen mit diesen «Gesprächen» machen? Ja, wenn er mit dem Einsatz seines Lebens nur einen seiner Aussprüche, z. B. den von der Unantastbarkeit der Rechts- und Besitztitel, wahr gemacht oder wenigstens versucht hätte; doch es blieb auch hier bei blossen Worten. Gehandelt wurde nach dem Satz: Recht ist, was nützt. Noch klingt einem jene zynische Rundfunkmeldung nach der «Nacht der langen Messer» in den Ohren: Was geschah, war Rechtes. Und die Millionen vernichteter Juden, die KZ-Gefangenen, die Ausgebürgerten, die zwangsweise Umgesiedelten u. a. hatten denn die keine Rechts- und Besitztitel? Getan hat er gerade das Gegenteil von dem, was er auf die Zunge nahm. So strafte er auch die pathetische Beteuerung seiner «wahnwitzigen Liebe» zum deutschen Volk



Auf dem Kreuz der kleinen Ida von Gunten steht: «Was Gott tut, das ist wohlgetan», beim «geliebten Kind» Gottlieb Ambühl: «Gottes Willm muss geschehn, wenn wir ihn auch nicht verstehen.»

Dicht beieinander, auf dem Grasplatz, wo sich die älteren Kindergräber befinden, ist eines, das wie ein Jubelbild des Lebens dreinsieht, so golden leuchten die dichtgepflanzten Ringelblumen; im anderen, buchsumentegten, stehen fast meterhohe Brennnesseln. Aber merkwürdigerweise berührt mich dieser Anblick keineswegs wehmütig. Andersens Märchen von den wilden Schwänen kommt mir in den Sinn, dieses herrliche Lied schwesterlicher Treue ... Auf dem Kirchhof mussten die Brennnesseln gepflückt werden, die sie zu ihrem Befreiungswerk für die Brüder benötigte, nur sie hatten Erlösungskraft ...

Manch ein Schicksal tut sich auf in den kargen Worten der Grabinschrift. Aber da ist eines, das mich tiefst anrührt. Zu dreien Malen begegne ich einem überdachten Holzkreuz, das in der Mitte eine hölzerne Tafel trägt. Kein Name ist aufgeschrieben, nur Daten erzählen davon, dass da ein Elternpaar war, das in vier aufeinanderfolgenden Jahren drei Kindlein geschenkt worden, Kindlein, deren Lebensflamme aufzuckte und erlosch von einem Tag auf den andern. Jede Holztafel trägt ein anmutig gemaltes Blumengemälde, und inmitten der Blumen einen Vers — wie ich spielerisch vernahm, hat der Vater der drei Kindlein die Blumen gemalt und die Worte gedichtet. Auf der ersten, mit Glockenblumen geschmückten Tafel stehen die Worte:

«Ein ungeliebtes Leben und doch eine Welt von abgebrochenen Wünschen, jäh geknicktem Hoffen

O dunkles Rätsel, das sich dir entgegenstellt!
O Herz bleib stark im Leid, und aller Liebe offen.»

Die zweite Tafel — ein Oval, von Vergissmeinicht umrandet, über und unter den Worten liegt ein Rosenzweig:

«Warum? Warum?

Dein Sinnen schweift auf dunkeln Gramgefilden.
Es bleibt doch nichts, als Gram und Leid zu Liebe umzubilden.»

Im erschütterten Herzen die letzten Worte wiederholend, schreite ich zum letzten Kreuz: Kleebblätter umkränzen die Worte:

«Trag geduldig Gram und Leiden.

Alles zieht vorüber leise.
Unser Erdenleben ist nur Stufe einer langen Reise.»

Brücken ...

Ueber mir ziehen die Wolken dahin. Irgendwohin. Vielleicht weit, weit weg. So weit vielleicht, dass man Sehnsucht bekommen könnte, wenn man ihnen lange nachsieht.

Und wenn ich mich über das Holzgeländer beuge und hinabblicke in den kühlen Strom, dann sehe ich schillerndes Wellenspielen.

Ich weiss nicht, warum ich nicht weiter gehen kann. Ich kenne die Brücke, an der ich lebe. Und ich kenne auch die Landschaft, die sich mir bietet. Und doch wollen mich heute einige Gedanken irgendwo zurückhalten. Vielleicht Erinnerungen?

In dem Dorfe, da ich aufwuchs, begegnete ich hin und wieder einer alten Frau. Mühsam schleppte sie sich an zwei Stöcken vorwärts, und jede Bewegung schien ihr weh zu tun. Ihr Gesicht trug einen leidenden Ausdruck. Und die Linien in dem braun-

gebrannten Gesicht waren beinahe hart. Und manchmal auch schien mir, um ihre Lippen zuckte es ein wenig bitter. — Ich weiss nicht mehr, warum ich bei ihr stille stand, damals, als ich sie an einem Abend auf der Strasse eingeholt hatte. Vielleicht habe ich ihr etwas sagen wollen. Ein gutes Wort. Aber ich merkte plötzlich, dass dies gar nicht so einfach war. Behinderte Menschen sind sehr empfindlich. Das kam mir in den Sinn. Und da kam ich mir lächerlich vor, und mein vergebliches Suchen nach Worten verwirrte mich.

Doch da glomm eine scheue Hoffnung in mir auf. Vielleicht verstand sie mich, auch ohne dass ich etwas sagte? Ich wagte, ganz ein wenig mein Gesicht zu heben — Ihr Blick ruhte auf mir. Kritisch und unbewegt. Unwillkürlich schreckte ich unter diesen Augen zusammen und — ganz plötzlich — lief ich davon.

Ich vergass dann diese kleine Szene wohl ein wenig. Bis ich jener alten Frau letztthin wieder begegnete.

An der Hand führte ich meine kleine Schwester. Zusammen kamen wir eben von einer nahen Wiese zurück, auf der wir Blumen gesucht hatten. Wie nun das kleine Kind mir zur Seite die alte, müde Frau sah, löste es sich in plötzlichem Entschluss von mir. Und da stand es nun vor der alten Frau, kindlich und strahlend. Mit weissen Margriten im hellen, flaumigen Haar.

In dem verwiterten Gesicht verschwanden die vielen Fältchen für einen Augenblick. Der harte Zug um die Lippen wurde weich und ganz plötzlich lächelte sie.

Und wie meine kleine Schwester wie ein warmes Sonnenkind zwischen uns beiden stand, war mir, als wäre eine Brücke geschlagen worden. Oft mag es ein Lächeln sein, ein Blick, ein Hän-

dedruck. Unbeschwertes Kinderlachen, bunte Blumen, gemeinsamer Schmerz.

Auch wir können Brücken sein. Vielleicht ist das nicht immer so leicht. Deshalb, weil eine Brücke da ist, um über sie hinweggegangen zu werden. Und auch deshalb, weil wir nicht aus morschem, seelenuch Holz sind wie diese Brücke, an der ich lebe. Vielmehr sind wir Menschen. Und wir leben. Und in uns fliesst vielleicht schweres, heisses Blut.

Als Brücke müssen wir stark bleiben. Auch dann, wenn nur zögernd über uns hinweggegangen wird, und schwer, und wir den Puls eines Du spüren. Wir dürfen nie unter solcher Last zusammenbrechen. —

Die Brücke hat Ufer, daran sie festgemacht ist. Sie kann sehen, wie unter ihr die Wellen spielen. Und sie darf sich nicht in dieses leichte, schillernde, verlockende Leben werfen. Und — über ihr ziehen die Wolken dahin.

Doch über Wellen und Wolken steht die Sonne. Das mag gut sein. Denn sie ist auch für die Brücke da. Sie wird sie warm durchscheinen und ihr Mut machen und bei ihr bleiben und alles andere in den Schatten setzen.

Marth Rahm

Arte del Ticino - Kunstgewerbe

Stampfenbachstrasse 42, Zürich, Tel. 28 59 55

Wärmer und gediegener wirken Ihre Räume durch unsere handwerklichen Tessiner Möbel, Strohlampen, hübschen Basttaschen, etc.



Pfeiffer-Wäsche

In die Aussteuer oder zum Ergänzen erfreut nach Jahrzehnten wie am ersten Tag

Pfeiffer & Cie.
Wäschefabrikation, Mollis
Zürich, Pelikanplatz 15
Pelikanstrasse



werden. Es scheint einem, als wandle man an kleinen Blumengärten vorbei. Vielleicht sieht man auch da und dort noch einen in zartem Seidenpapier geborgenen Strauss an Blumen liegen, den auszupacken noch niemand Zeit fand. Nie schenken die Menschen gebefreudiger, als wenn sie einen Kranken im Spital besuchen. Das ist an und für sich schön, aber das reiche Beschenken des Patienten hat auch noch eine andere Seite. Wir alle wissen, dass Pflanzen und Blumen Pflege brauchen und Arbeit verursachen. Im Spital muss meist die Zimmerwuester nebst der Pflege des Patienten auch noch die Besorgung und den Hin- und Her-Transport der Blumen übernehmen. Bei gleichmässigem Ablauf des Tages lässt sie sich gewiss gerne auch für dieses Amt beanspruchen. In strengen Zeiten, da die vielen Kranken sie in erster Linie brauchen, mag sie es bisweilen doch als Last empfinden.

Es mag Kranke geben, die sich freuen, wenn ihr Zimmer einen Blumengarten gleich und die auf dieses Aeusere Wert legen. Anderen ist es peinlich, mit den seltensten Blumen der Jahreszeit und den kostspieligsten Pflanzen beschenkt zu werden. Sie beanspruchen die Schwester nicht gerne in übermässiger Weise auch noch zur Pflege der Blumen. Darum ist es verständlich, wenn sie an einem Veilchen- oder sonst bescheidenen Blumensträusschen, das auf ihrem Bettische seinen Platz gefunden hat, mehr Freude haben als an all der Blumenpracht auf dem Zimmerstisch. Luxus passt nicht in ein Krankenzimmer, auch der Luxus an Blumen nicht. Er belastet und verpflichtet den Patienten

irgendwie, und dieser möchte jetzt seine Ruhe haben. In seiner körperlichen und seelischen Verfassung ist er allem Schein abhold. Aus dieser Stimmung heraus empfängt er gerne eine Freundlichkeit und Liebe, nicht aber reiche Geschenke. Er will jetzt nichts anderes, als seine Gesundheit wiedererlangen. Will man aber nicht mit leeren Händen in das Zimmer eines Spitals gehen, so eignen sich ausser Blumen andere kleine Dinge zum Mitbringen. Ein Fläschchen Eau de Cologne zum Beispiel, etwas zum Lesen, oder ein paar leichte Biscuits, die der Kranke zu Compot oder Cremen essen kann. In der Regel aber ist ein lieber Besuch dem Kranken Freude und Geschenk genug und erfüllt ihn über die Stunde hinaus mit Glück. C.B.

«Pro Familia» des Kantons Zürich

Auf den 1. November 1951 eröffnete die «Pro Familia» des Kantons Zürich am Sitze des Sekretariats des Eidgenössischen Verbandes «Für die Familie», Spüngenstrasse 3, II. Stock, Zürich 2, eine unentgeltliche

Private Beratungsstelle für die Familie. Leiter der Beratungsstelle ist der Sekretär des Eidgenössischen Verbandes «Für die Familie» und der «Pro Familia» des Kantons Zürich, Rudolf Johanni; ihm steht als Mitarbeiterin in Fr. Elisabeth Wespel eine als Fürsorgerin ausgebildete, vorzügliche Kraft zur Verfügung.

Die Beratungsstelle wird grundsätzlich keine finanziellen Unterstützungen ausrichten. Ihre Aufgabe und ihr Ziel ist, rat- und hilfesuchenden Müttern und Vätern einen Weg zur Überwindung äusserer und innerer Schwierigkeiten in der Familie zu weisen. Beobachtungen zeigen, dass sehr oft eine gewisse Scheu gegenüber allen bereits bestehenden amtlichen oder halbstaatlichen Auskunfts- und Beratungsstellen besteht; andere bereits eingeführte Stellen sind rein politisch, konfessionell oder gewerkschaftlich orientiert. Die «Pro Familia» des Kantons Zürich — getreu ihren Statuten — wird die Beratungsstelle konfessionell und parteipoli-

tisch streng neutral führen. Der rein private Charakter unserer Beratungsstelle für die Familie soll ein besonderes Merkmal dieser Institution sein.

Besprechungen müssen in allen Fällen im voraus schriftlich oder telephonisch vereinbart werden (Postadresse: «Pro Familia» des Kantons Zürich, Postfach 882, Zürich 2; Telefon 23 12 93); nicht angemeldete Besuche können nicht empfangen werden.

Kleine Rundschau

Fest der evangelischen Gemeinde Lugano

Am vergangenen Sonntag hat die evangelische Gemeinde Lugano und Umgebung die Fest der ihres 50jährigen Bestehens begangen. Die kirchliche Fest fand in dem bescheidenen, aber frisch renovierten evangelischen Kirchlein in Lugano statt. Die drei Gönner, die dieser Gemeinde vor fünfzig Jahren Paten waren, haben die kirchliche Fest besprochen. Die drei kurzen Predigten wurden gehalten von Pfr. Rud. Linder in Basel, im Namen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, von Pfr. Ribet in Mailand im Namen der Waldenser und Pfr. D. E. Wagner aus Bensheim im Namen des Gustav Adolf Werkes. Im Anschluss an ein gemeinsames Mittagessen brachten die protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine, der Diasporaverband und benachbarte Gemeinden ihre Grüsse und Glückwünsche dar. Der Präsident des evangelischen Kirchenbundes F. Tanner, gab einen sehr interessanten geschichtlichen Überblick über die Gemeinde und die Kirche, die sowohl der deutschsprechenden, wie auch der italienisch-französischen evangelischen Gemeinde dient. E. P. D.

Veranstaltungen

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Oeffentlicher Klubabend am Freitag, den 2. November 1951, 20.15

Uhr, im Saal des «Braunen Mütz» (Barfüsserplatz, Herrn Nationalrat Dr. Peter von Roten spricht «Von der Besserstellung des unehelichen Kindes im Zusammenhang mit den Familienschutzbestrebungen.

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 5. November, 17 Uhr: «Zeitgenössische Lyrik» in deutscher, französischer und englischer Sprache, gelesen von Charlotte Baumann, Mary Hottinger, Mackie L. Keller-Chappuis, M. A. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Schweizer Lyceum-Club, Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 9. November, 16 Uhr: Vortrag in französischer Sprache von Fr. Dr. Herking «La servante du Seigneur» von Maurice Zermatten. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.—.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Die Rubrik «Notiers und problems» am Montag, 5. November, um 14 Uhr, enthält die Beiträge: «Der Sauerwagen (ein kleines Spielzeug). — Aus anderen Ländern. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche. — Dienstag, 6. November, um 16 Uhr, vermittelt Rose-Marie Lötcher eine Reportage von der «Kleiderstube der Basler Winterhilfe». — Mittwoch, 7. November, werden in der Sendung «Wir Frauen in unserer Zeit» um 14 Uhr Berichte aus dem In- und Ausland gegeben. — In der halben Stunde der Frau am Freitag, 9. November, um 14 Uhr, gibt Dr. W. Rickenbach Aufschluss über Wesen und Wirken der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Anschliessend folgt eine «Plauderei mit den Hörerinnen» von Elisabeth Thommen. Um 21.30 Uhr wird «Aus unseren Frauen-Halbstunden» berichtet. — Samstag, 10. November, ist um 17.30 Uhr die «halbe Stunde der berufstätigen Frau» angesetzt. Diesmal kommen «seltene Frauenberufe» zur Sprache.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur



Die Waschmaschine von besonderer Qualität und Leistungsfähigkeit



Ab Fr. 655.—

In Monatsmiete mit Anrechnung ab Fr. 31.10

mit oder ohne Mangel mit oder ohne Heizung für Licht oder Kraftstrom für Wohnung oder Waschküche

Verlangen Sie eine Gratis-Demonstration bei Ihnen zu Hause

KÜHLSCHRANK KENERO

Spezialgeschäft für Kühlschränke und Waschmaschinen

Badenerstrasse 119, Zürich 4 beim Bezirksgebäude, Ecke Grüngasse
Telephon 56 66 67

LUZERN - BERN - BASEL

CachePots



Kunstkeramik SEILER
Limmatquai 34
b. Grossmünster



MÖRGLI
Vergolden u. versilbern
Zürcher Strasse 118, Zürich

Das gute Besteck



...VON SCHÄR
Messerwerke
und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82



HAGO
schont Ihr
Faltenarm



„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstrasse 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstrasse 212 Tel. 24 57 44
Forschstrasse 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Oulourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhausstrasse 18 Tel. 28 78 44
Universitätsstrasse 87 Tel. 28 20 58



Abzeichenverkauf

in den Landbezirken: 2./3. November

in der Stadt Zürich: 16./17. November



SCHAFFHAUSER WOLLE
REINE KAMMWOLLE



Der heimliche **Teeraum**
Marktgasse 18
Gipselstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH



Bahnhofstr. 22-Zürich

GIGER-MISCHUNG

Der Kaffee für jeden Haushalt!

Verlangen Sie ihn bei Ihrem Spezialisten



HANS GIGER & CO.
BERN

Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstrasse 3 Tel. 2 27 35

Insertate im «Frauenblatt» haben Erfolg



Ein Herbst-Favorit

Schuhhaus **Bally-Goetzen**

Zürich Schipfe 7 Strehlgasse 6

BALLY Décolleté
Prima Paßform.
Rauhleder schwarz
37⁸⁰



Eine der besten Marken heisst

Maja

kräftiger, herber Ceylante

In allen guten Geschäften

LANSDOLT, HAUSER & CO. BASEL



Verlangen Sie Helvetia-Senf wenn Sie guten Senf wollen

vollwürzig und doch mild

Mit Silva Bilderscheck

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charchuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Geschenke mit bleibendem Wert



Küchen-geräte

Bestecke
Kaffee- und
Tea-Services
Back-
Apparate
Backformen
Pfannen

In rostfreiem Stahl,
Kupfer, Messing,
Email, Aluminium

finden Sie in vielseitiger Auswahl preiswert bei

GROB Haushalts-Geschäft
Glockeng.-Z. Tel. 23 30 06
ZÜRICH 1 (Strehlgasse 21)

Reissverschlüsse in größter Auswahl in Farbe, Modell und Länge erhalten Sie am promptesten im Reißverschluss-Spezialgeschäft **H. MEISTER, ZÜRICH 1, Augustinergasse 42, Tel. 23 53 31**